

(Nachdruck verboten.)

121

## Esther Waters.

Roman von George Moore.

William zögerte, er wußte im Augenblick selbst keinen genauen Grund anzugeben, warum die zwei Schillinge gerade für Silberschwanz bleiben sollten.

Sarah bemerkte sein Zögern und benutzte die Gelegenheit, ihm gerade heraus ins Gesicht zu sagen, daß er Esther vor den andern bevorzugen wollte.

„Als ob wir nicht wüßten, daß Ihr neulich zusammen spazieren gegangen und erst um elf Uhr nachts nach Hause gekommen seid! Darum soll sie nun auch alles Geld kriegen. Sie glauben doch nicht, daß wir so dumm sind. In keinem Hause, in dem ich bisher war, hätte man das erlaubt, daß der Diener mit dem Küchenmädchen spazieren geht; . . . noch dazu mit so 'ner Methodistin,“ fügte sie verächtlich hinzu.

Sofort sprang Esther wütend auf.

„Wie darf sie sich unterziehen, meine Religion zu beleidigen? Das erlaube ich nicht!“

William legte beschwichtigend seine Hand auf ihren Arm.

„Lassen Sie sie doch reden,“ sagte er, „was liegt daran.“

„Laßt mich doch reden?! So? Was daran liegt! So eine wie die, noch nie in 'nem anständigen Hause gewesen, wahrscheinlich eben aus 'ner Anstalt rausgekommen — wie nennen sie das doch? — Besserungsanstalt, glaube ich . . .“

„Sie darf mich nicht beleidigen, nein, ich will es nicht dulden,“ stöhnte Esther, zitternd vor Wut.

Sarah stemmte die Arme in die Seiten und blickte sie verächtlich an. „Nette Person zum Beleidigen!“ sagte sie.

Jetzt aber mißte sich Mrs. Latch in den Pant.

„Hören Sie mal, Sarah Tucker,“ sagte sie, „das werde ich nun nicht erlauben, daß Sie das Mädchen absichtlich reizen, damit sie was thut, was sie nicht thun sollte; und damit Sie dann zur Madame gehen und über sie klatschen können. Komm, Esther, komm mit mir, laß die so viel wetten, wie sie wollen, Gutes kommt doch dabei nicht heraus!“

„Das ist alles ganz gut, Mutter,“ sagte William, „aber die Sache muß doch in Ordnung gebracht werden. Wir müssen das Geld verteilen.“

„Ich will Euer Geld gar nicht,“ sagte Esther gereizt.

„Ich nehm's gar nicht mehr.“

„Was für ein Unsinn! Ihr Geld müssen Sie nehmen! Ah! hier ist Mr. Leopold, der soll entscheiden.“

Mr. Leopold entschied sofort, daß das Geld, das unter andern Verhältnissen dem dritten Pferde gehört hätte, zwischen dem ersten und zweiten verteilt werden müßte. Sarah wollte sich auch dieser Entscheidung nicht beugen. Schließlich schlug jemand vor, an den Herausgeber des „Sportsman“ zu schreiben und ihn um seine Meinung zu befragen; da Sarah aber auch hiervon nichts wissen wollte, stellte ihr William die Wahl, sich an den „Sportsman“ oder das „Sportinglife“ zu wenden.

„Nun hört mal zu,“ sagte William, indem er sich zwischen die beiden Mädchen stellte. „Heute abend wird nicht mehr gezinkt, wir haben alle etwas gewonnen und müssen dafür dankbar sein. Der Pant zwischen Euch dreht sich lediglich um zwei Schillinge, die dem dritten Pferd gehört haben würden, wenn jemand es gezogen hätte. Mr. Leopold sagt, sie müßten verteilt werden; Sarah will davon nichts wissen; ich habe vorgeschlagen, an den „Sportsman“ zu schreiben, und Esther hat sich bereit erklärt, auf die zwei Schillinge zu verzichten. Wenn Ihnen, Sarah, dies alles nun aber noch nicht paßt, ja zum Teufel, was wollen Sie denn eigentlich?“

Sarah zögerte einen Augenblick, sie machte eine Bemerkung, die gar nicht zur Sache gehörte, und erklärte nach einer längeren Unterredung mit William, die ihrerseits fast nur aus Beleidigungen bestand, daß sie jetzt weder die zwei strittigen Schillinge, noch selbst einen davon nehmen würde, man sollte ihr die drei geben, die sie gewonnen hätte, und sie zufrieden lassen. William sah sie an, zuckte die Achseln, und nachdem er seiner Ueberzeugung Worte verliehen hatte, daß Frauen zum Wetten nicht geschaffen wären, nahm er seine Pfeife und seinen Tabaksbeutel zur Hand.

„Gute Nacht, meine Damen,“ sagte er, „von Ihrer Gesellschaft hab' ich nun für heute genug. Ich gehe jetzt im Büffettzimmer meine Pfeife weiterrauchen; reißt Euch aber, bitte, nicht alle Haare aus, behaltet wenigstens jede eine Locke übrig für mein Medaillon.“

Als die Thür des Büffettzimmers geschlossen war, und die Männer eine Weile schweigend geraucht hatten, sagte William:

„Glauben Sie, daß er eine Chance hat, den Chesterfieldcup zu gewinnen?“

„Vielleicht! Aber wenn ich der „Alte“ wäre, würde ich ihn von einem stärkeren Jungen reiten lassen. Stücker sieben Pfund muß Silberschwanz drüber haben, das könnte Johnny Scott vielleicht machen.“

Die Möglichkeit, ob ein Pferd, das mit einem Jockey durchgeht, mit einem andern manierlich laufen würde, wurde jetzt lebhaft diskutiert, und Mr. Leopold erzählte eine Menge interessanter Erinnerungen aus jener lang vergangenen Zeit, da er noch des „Alten“ Kammerdiener war, da beide noch unverheiratet waren und ihr ganzes Leben sozusagen aus Wettrennen und Preiskämpfen bestand.

Aber mitten in der höchst interessanten Erzählung, wie er einmal den sogenannten „Birminghamchicken“ in einer Bude angetroffen und ihm, ohne ihn zu kennen, einen Ringkampf angeboten hatte, hielt Mr. Leopold inne und erklärte, er sei im Augenblick nicht ganz sicher, wie er vorgehen sollte — er hätte für das bevorstehende Rennen fünfzig Pfund gegen zehn Schilling gesetzt und wüßte nicht, ob er alles stehen lassen oder etwas zurückziehen sollte.

William glühte förmlich vor Bewunderung. Wer konnte es wagen, sich noch ein Urteil zu erlauben, wenn Mr. Leopold es nicht wagte? Natürlich würde es schade sein, die fünfzig Pfund zu zerreißen. Was kam es denn überhaupt auf zehn Schilling an? Mr. Leopold stand so groß da, daß er einen solchen Verlust schon aushalten konnte. Aber William war außerordentlich stolz darauf, daß Mr. Leopold ihn um Rat gefragt hatte, denn noch nie zuvor hatte man es gehört, daß Mr. Leopold irgend einem verraten hätte, wieviel er auf ein Pferd gesetzt habe.

Am nächsten Tage gingen sie zusammen nach Shoreham. Das Gastzimmer des „Roten Löwen“ war gestopft voll, und über die Stimmen dieser vielen Menschen hinweg hörte man von Zeit zu Zeit den Wirt oder die Gäste rufen: „Zwei Glas Burton, ein Glas Bitter, drei Glas Whisky.“

Da waren Bahnhofbeamte, Matrosen, Laufburschen, Gärtner, und sie alle hatten etwas gewonnen und waren nun gekommen, um ihren Gewinn abzuholen.

Der alte Watkins, ein Mann mit dickem Bauch und grauem Badenbart, kam noch hereingelaufen, um eins hinter die Binde zu gießen. Dann ging er zusammen mit Mr. Leopold und William in sein Bureau zurück. Was er sein Bureau nannte, war ein kleines Loch von Zimmer, dessen Thür direkt auf die Straße hinausführte.

„Da soll man noch von Favoriten sprechen,“ sagte er. „Zehmal lieber hätte ich auf drei erste Favorits herausbezahlt, als auf diesen einen. Zwanzig, dreißig zu eins! Und die ganze Stadt hat auf ihn gesetzt; das ist wahrhaftig genug, um einen Menschen zu ruinieren. — Na, Leute, was wollt Ihr denn?“ fragte Watkins und wandte sich an die Gepäckträger.

„Wir wollen uns nur die Kleinigkeit holen, die wir bei dem Pferde da gewonnen haben.“

„Wieviel war es denn?“

„Ein Schilling. Fünfundzwanzig zu eins.“

„Sie mal nach, Joe, stimmt's?“

„Stimmt; jawohl, jawohl!“ sagte der Schreiber.

Der alte Watkins steckte seine Hand in die Hosentasche und zog einen Haufen Gold- und Silbermünzen hervor.

„Nun kommt, Jungens, nun wollen wir auch noch in Chesterfield auf ihn setzen, jetzt können wir es uns leisten. Was sagt Ihr dazu? Jeder setzt einen Schilling.“

„Machen wir,“ sagte der eine. „Das forscheste Pferd von der Welt! Wie hoch, Mussler Watkins?“

„Zehn zu eins.“

„Gut! Hier ist mein Schilling.“

Auch die andren Gepäckträger reichten ihren Schilling

hinüber. Watkins ließ die Schillinge in seine Tasche gleiten und rief dem Schreiber zu, die Wetten zu notieren.

„Und nun, was kann ich für Sie thun, Mr. Latch?“

William machte seine Angaben. Er hatte zehn Schillinge gegen einen bei dem einen Rennen gesetzt und hatte verloren. Er hatte zweieinhalb Schilling auf ein andres Pferd gesetzt und hatte verloren. Drei und ein halber Schilling mußten also von seinem Gewinn auf Silberschwanz abgezogen werden. Sein Gewinn belief sich auf mehr als fünf Pfund Sterling. Williams Gesicht wurde ganz rot vor Freude, und als er die vier Goldstücke und eine Handvoll Silber in seine Westentasche schob, hatte er das Gefühl, als könnte er die ganze Welt kaufen. Ob er nun wohl ein ganzes Pfund auf Silberschwanz für den Chesterfeld setzen sollte? — Nein, ein halber Sovereign war genug. — Er bekam Angst davor, einen ganzen Sovereign zu riskieren.

„Ja, Mr. Latch,“ sagte der alte Watkins, „wenn Sie sehen wollen, so, bitte, entschließen Sie sich. Ich habe noch mit vielen andern hier Geschäfte zu machen.“

William zögerte einen Augenblick und sagte dann, er werde zehn halbe Sovereigns gegen eins auf Silberschwanz setzen.

„Zehn halbe zu einem?“ fragte der alte Watkins.

„Ja,“ sagte William, und Joe buchte die Wette.

Mr. Leopolds Angelegenheiten brauchten schon längere Zeit zur Erledigung. Der dicke Watkins und der einer Vogel-scheuche nicht unähnlich sehende kleine Haushofmeister gingen in eine entfernte Ecke, um miteinander zu sprechen, wobei ihnen die Ungeduld der andern Wartenden sehr gleichgültig zu sein schien. Diese wurden vorerst von Joe abgefertigt, der von Zeit zu Zeit mit seiner schrillen, gebrochenen Stimme hinüberrief, ob er zehn halbe Kronen gegen eine annehmen könnte oder fünf Schillinge gegen einen, je nachdem es verlangt wurde. In solchen Momenten erhob Watkins einen Augenblick seine Augen und nickte oder schüttelte mit dem Kopf, je nachdem; — mitunter gab er auch ein direktes Zeichen mit den Fingern, aber mit keinem einzigen außer Mr. Leopold ließ Watkins sich auf eine so lange Unterhaltung ein. Mr. Leopold verstand es, seine Wetten mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses zu umhüllen, und auch diese Unterredung erregte ein kolossales Interesse unter den Anwesenden. Als die beiden Männer sich endlich William wieder näherten, konnte er hören, wie Watkins Mr. Leopold zu überreden suchte, einen Teil der früher erwähnten fünfzig Pfund abzulassen.

„Ich nehme zwölf gegen eins . . . vierundzwanzig gegen zwei Pfund . . . Soll ich das notieren?“

Mr. Leopold schüttelte den Kopf und sagte mit einem rätselhaften Lächeln, daß er nun nach Hause müßte. Auf William hatten diese Worte einen großen Eindruck gemacht, und er wünschte sich selbst Glück dazu, daß er den Rat gehabt hatte, zehn halbe Sovereigns gegen einen zu setzen. Mr. Leopold wußte dies oder das. Er hatte an demselben Morgen noch eine Unterredung mit dem „Alten“ gehabt, und wenn ihm die Sache nicht vielversprechend erschienen wäre, so hätte er sicherlich nicht eine so schwere Menge Geld darin angelegt. Der zweite Sieg von Silberschwanz ruinierte den alten Watkins beinahe. Er erklärte, daß es ihm noch nie so an den Krügen gegangen sei; da er aber unablässig weiter fortfuhr, wenn nötig, Gold und Silber in Menge aus seinen Taschen hervorzu ziehen, so diente sein Lamentieren nur dazu, die Freude der glücklichen Wette zu erhöhen, und sie wandten ihre Schritte von dem Bureau des alten Watkins sofort dem Wirtshause zu, um auf das Wohl von Silberschwanz zu trinken.

(Fortsetzung folgt.)

## Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottelwiz.

In der neuesten Zeit ist es recht klar geworden, wie sehr das Meer, das nach naiver Vorstellung Länder und Erdteile trennt, die Völker verbindet. Um wie vieles leichter und schneller ist der Verkehr auf dem Wasser, als auf dem Lande! Etwas ungeheuer Grauenshaftes hatte das offene Meer für den Menschen früherer Zeiten, eine Seefahrt, die sich von den Küsten entfernte, war dasselbe, wie heute ein Aufstieg in die Luft. Und als dann später die Seeschifffahrt sich immer weiter hinaus ins Unbekannte wagte, als endlich gar die Weltmeere in ihren allgemeinen Umrissen bekannt geworden waren, da bevölkerte doch noch die Phantasie der Seefahrer die Gründe des Meeres mit Zauberstäben oder Schreckgestalten. Wenn nun heute

das Meer alle Schrecken verloren hat, die ihm Aberglaube und Unwissen andichtete, so ist das dem Wirken der Naturforschung in den letzten fünfzig Jahren zu verdanken. Nicht als ob das Meer durch sie zu einer großen Schüssel mit klarem Wasser geworden wäre, das alle Gefahren, alle Geheimnisse und alle Größe für den Menschen verloren hätte. Im Gegenteil, die Forschung hat die Kraft, die Ungeheuerlichkeit und den Gestaltenreichtum des Meeres erst recht dargethan. Sie hat für unsre Vorstellung das Meer bereichert; aber sie ist auch selbst durch dieses bereichert worden.

Vom Meere aus, möchte man sagen, begann der gewaltige Aufschwung der modernen Naturwissenschaft. Das Meer durchsuchten und durchschifften Forscher, wie Ehrenberg, Johannes Müller, Baer, Rathke, Leuckart, die am Beginne der großen wissenschaftlichen Periode stehen. Die jahrelangen Fahrten durch die Ozeane der Welt brachten dem jungen Darwin die entscheidenden Anregungen zu seiner Lebensarbeit, und in dem Wirken des berühmtesten der jetzt lebenden Naturforscher, Ernst Haeckels, dessen siebzigsten Geburtstag wir im vergangenen Monat gefeiert haben, leuchtet das Meer wie ein führender Stern. Lange Jahre hat dieser Forscher zugebracht, um die unsichtbaren oder vordem nie gesehenen Wesen der Meerestiefe zu erforschen. Unter andern hat er ein volles Jahrzehnt eifrigster Mühe darauf verwandt, die von der Tiefsee-Expedition des „Challenger“ heimgebrachten Schätze zu beschreiben und für die Wissenschaft zu gewinnen.

Tiefsee-Expedition! Wenn der alte Columbus oder Vasco de Gama mit ihren elenden Fahrzeugen hätten ahnen können, daß man die Millionen, die man ihnen verweigerte, um goldene Schätze heimzubringen, in unsrer Zeit verausgaben würde, um die idealen Schätze des Meeres zu heben: Keines Gewürm, etliche größere Fische, Wasserproben, Schlamm und dergleichen Land! Aber auch heute mögen noch viele etwas achselzuckend die Berichte solcher Tiefsee-Expeditionen lesen. Und gar zu leicht richtet sich das Urtheil nicht nach dem Werte der erbeuteten wissenschaftlichen Schätze, sondern nach Aeußerlichkeiten, der Länge des zurückgelegten Weges und dergleichen. Das kann man auch bei der Beurteilung der letzten Südpolar-Expeditionen wieder finden. Diese wissenschaftlichen Unternehmungen waren zwar nicht nur auf die Erforschung des Meeres gerichtet, immerhin spielt diese bei den Fahrten nach den Polen eine große Rolle und es handelte sich dabei in erster Linie um das Vordringen auf dem Meere. Da ist es nun recht bezeichnend für unsre nach Aeußerlichkeiten gerichtete Zeit, daß man die Leistungen der deutschen und englischen Expedition nach dem Nordpol beurtheilt, den sie gegen den Südpol erreicht haben. Als ob die Erforschung des Südpolar-Gebietes eine Sportsache wäre, wie jene Pferdebeize Wien-Berlin, oder die Autovettjagd Paris-Berlin! Ich weiß mich frei von nationalen Vorurteilen, aber ich muß sagen, soweit man bis jetzt nach den ungenügenden Berichten über diese Expeditionen urtheilen darf, erscheint mir die Entdeckung der deutschen Expedition, die beim 66. Breitengrad auf der Südseite des Indischen Ozeans ein weites Festland vorfand, wichtiger als die Entdeckungen der Engländer, die in dem verhältnismäßig bequemen Einfallssthor des Roth-Meeres weiter vordrangen und Landentdeckungen ihrer Vorgänger vervollständigten.

Das geographische Problem ist aber überhaupt nur eine, und wenn schon die populärste, so doch kaum die wichtigste der Südpolar-Fragen. Doch bleiben wir bei ihm einen Augenblick stehen. Die „Baldivia“-Expedition, die in derselben Richtung, wie der „Gauß“, nach Süden vorgedrungen war, hatte dort ein gewältig tiefes und großes Meeresbecken entdeckt und daraus den Schluß gezogen, daß es einen antarktischen Kontinent wohl kaum gäbe. Andremsfalls würde sich das Meer nach Süden zu verflachen, aber nicht vertiefen. Nun hatte außerdem Nanzen gefunden, daß das Nordpolar-Gebiet von einem weiten Meere eingenommen wird. Auch das trug dazu bei, den Gedanken an eine „Antarktis“ möglichst zu erschüttern. Nachdem jetzt aber die deutsche Südpolar-Expedition bereits bei Beginn des Polarjahres im Süden des Indischen Ozeans eine weite Strecke Festlandes entdeckt hat, gewinnt die Existenz einer „Antarktis“ immer größere Wahrscheinlichkeit. Allerdings wird die Annahme eines großen Landkomplexes am Südpol nun auch weiterhin gestützt durch die Entdeckung der Engländer, daß das Roth-Meer nur eine große Meeresbucht ist, die nicht nur im Westen vom Victoria-land, sondern auch im Osten von Land umgrenzt ist. Aber hier handelt es sich doch schon um sehr hohe südliche Breiten, in denen für das Festland bis zum Südpol hin überhaupt nicht mehr so viel Platz übrig bleibt. Beginnt dagegen die Antarktis im Süden des Indischen Ozeans schon beim Polarreis, so kann sie einen sehr respektablen Kontinent darstellen.

So interessant nun diese geographischen Entdeckungen sind, so ist doch die Verteilung von Wasser und Land am Südpol nur eine Frage neben vielen andern. Und zur Lösung dieser Frage haben die Expeditionen doch auch nur in beschränktem Maße beigetragen. Es ist immer nur ein recht kleiner Teil des ganzen großen Gebietes, der durch eine Expedition aus dem Dunkel des Geheimnisses hervor-gezogen wird. Viele, viele Südpolfahrten werden noch nötig sein, bis sich die einzelnen Ergebnisse aller der verschiedenen Expeditionen zu einem umfassenden Bilde zusammensetzen werden. So ist es aber nicht nur mit dem geographischen, so ist es mit dem erdmagnetischen, meteorologischen, biologischen, mit allen den verschiedenen Problemen, welche die Wissenschaft immer wieder in das Südpolar-Gebiet locken. Die verschiedenen erdmagnetischen Beobachtungen, die Funde von Mikroorganismen im Meere, die Zusammenfassung und Schwere des

Wassers in jenen Gegenden, wen sollte das weiter interessieren? Aus dreihundert Rädchen ist eine Maschine zusammengesetzt. Was kümmern wir uns um diese Rädchen? Und wenn man viele aneinanderreihet, 295 aneinanderreihet, so kümmern uns das noch nicht, wenn noch fünf fehlen. Die Maschine bleibt unverständlich und uninteressant wie zuvor. Erst wenn alle Räder zusammen sind, und die Maschine geht, dann sehen wir staunend und mit Freude ihren Mechanismus. So ist es mit diesen Expeditionen. Sie holen alle jetzt nur Steine, erst später, wenn alle Steine zusammen sind, wird ein Bau daraus errichtet werden. Deshalb muß sich jeder, der nicht Nachmann ist, zunächst krönen, wenn ihm die Berichte von solchen Expeditionen so mächtig erscheinen.

Die Meeresforschung als solche ist noch sehr jung. Früher wollte man nur die Grenzen der Meere kennen, später, bei Beginn der modernen naturwissenschaftlichen Periode, forschte man nach dem Gehalt an Lebewesen in den Ozeanen. Seit neuester Zeit aber betrachtet man das Meer gewissermaßen als einen einheitlichen Organismus, an dem ein Teil den anderen beeinflusst und darum nicht völlig getrennt von den anderen Teilen betrachtet werden kann. Das Meerwasser ist eine weit beweglichere Masse als der Boden des Landes. Eine Strömung beeinflusst die andere, die Strömungen, die ihrerseits von der Temperatur, dem Salzgehalt und anderen Faktoren abhängen, beeinflussen wiederum die Lebewesen einer Gegend. Es gibt keine so festen Grenzen wie auf dem Festlande, und doch giebt es Zonen, die aber in senkrechter Richtung weit durchgreifender sind, als in horizontaler. In den Tiefen ist sogar die Tierwelt aller Meere einander recht ähnlich. Kurzum, das Meer stellt sich in vieler Beziehung als eine Einheit dar, die nur als Ganzes recht verstanden werden kann.

Das Meerwasser verhält sich sowohl chemisch wie physikalisch viel gleichmäßiger als der feste Erdboden. Die Existenzbedingungen sind in einem solchen Medium darum ebenfalls viel gleichartiger. Fauna und Flora des Meeres sind gleichwohl mannigfaltig genug. Die letztere allerdings hat sich an Formenreichtum doch nicht ganz mit der Pflanzenwelt des Festlandes konkurrenzieren. Die Pflanzen ziehen ihre Nahrung hauptsächlich aus dem Boden, auf dem sie wachsen. Wenn nun die chemische Zusammensetzung des Meerwassers überall dieselbe ist, so ist die Ernährungsweise für die Pflanzen, die in ihm leben, auch dieselbe. Dennoch aber sind die Existenzbedingungen für die Meerespflanzen nicht so gleichartig, wie es danach scheinen könnte. Zunächst sind die Pflanzen, da sie zu ihrem Lebensprozeß der Beleuchtung bedürfen, auf die Oberfläche des Wassers beschränkt. Schon die deutsche Tiefsee-Expedition fand, daß tiefer als 300 Meter unter dem Meeresspiegel selten noch Pflanzen angetroffen werden. Wird so das Gebiet dieser Pflanzen sehr eingeschränkt, so machen sich doch in jenen oberen Regionen die Faktoren besonders geltend, die sonst auf die Form und das Leben der Gewächse von großem Einfluß sind, in erster Linie die Temperatur und das Licht. Aber die Pflanzen der Meeresoberfläche reagieren auch sehr stark auf die geringen Unterschiede im Salzgehalt, wie sie durch die wechselnde Temperatur hervorgerufen werden. So ist denn das Pflanzenleben in den oberen Wasserschichten ziemlich mannigfaltig, es ist aber auch, da hier die Existenzbedingungen günstig sind, sehr reichhaltig. Durch diese dichte Pflanzenbevölkerung an der Oberfläche aber ist überhaupt nur das reiche, organische Leben auch in den Meerestiefen zu erklären. Denn jene bildet ja das Nahrungsmaterial für alle Tiere, die Kraftquelle, aus der alles andre schöpft. Die Pflanzen werden von den kleinen Tieren verzehrt, und diese sind wieder die Beute der größeren.

Die Pflanzenwelt in den oberen Wasserschichten spielt also im Haushalte des Meeres eine große Rolle. Die Tierwelt vermag ja nur organische Nahrung aufzunehmen. Die Pflanzen aber bilden die unorganischen Stoffe zu organischen um. Sie vermögen auch in viel größerem Maße als die Tiere die Kräfte der Atmosphäre sich dienstbar zu machen. Einmal benutzen sie die Kohlenäure, die mit der Luft in das Wasser eindringt, um aus ihr den Kohlenstoff zu gewinnen. Dann verwenden sie das die Luft durchdringende Licht als Kraftquelle bei ihrem Lebensprozeß. Nach den neuesten, sehr wichtigen Entdeckungen W. Benedes und E. Reiners (Ver. der deutschen Bot. Ges. 1903, S. 333) scheinen die Pflanzen aber auch den Stickstoff der Luft direkt aufnehmen zu können. Stickstoff ist der wichtigste Bestandteil des Eiweißes und so wäre denn nach dieser Entdeckung der beiden Forscher die Luft die Kraftquelle, aus der das in der Pflanzen- und Tierwelt des Meeres so verbreitete Eiweiß fließt. Die wichtigsten organischen Bestandteile stammten sonach nicht direkt aus dem Meere, sondern aus der Atmosphäre. Denn auch die Stärke und die Fette werden erst durch den Kohlenstoff aufgebaut, den die Pflanzen aus der atmosphärischen Kohlenäure gewinnen. Das Meer selbst giebt nur die Salze (und natürlich das Wasser) zum Aufbau der organischen Stoffe. Wir kennen seit einigen Jahren auch auf dem Lande einige Bakterien, welche den freien Stickstoff der Luft binden können. Auch die stickstoffammelnden Pflanzen des Meeres sind Bakterien. J. Reinko meint (ebend. Seite 481), daß diese Bakterien in Symbiose mit Algen leben. Sie entnehmen diesen den Kohlenstoff, den sie insofern mangelnden Matigrüns nicht assimilieren können und geben ihnen dafür den Stickstoff ab, den sie aus der Luft sammeln. Eine ganz ähnliche Symbiose giebt es ja auch zwischen den Hülsenfrüchten und den sogenannten Knöllchenbakterien. Infolge dieser Symbiose vermögen z. B. Erbsen und Lupinen auf armen Boden noch zu gedeihen, weil die Bakterien ihnen den Stickstoff aus der freien Luft zuführen können.

Was aber bei den Landpflanzen nur eine seltenere Erscheinung ist, das ist aller Wahrscheinlichkeit nach im Meere ein sehr bedeutsamer Vorgang. Woher sollten auch die Meerespflanzen an der Oberfläche des Wassers den Stickstoff nehmen! Auf dem Lande erhalten die Pflanzen ihren Bedarf durch verwesende Tiere und durch die tierischen Abscheidungen. Hier ernähren (wir sagen: düngen) die Tiere die Pflanzen und die Pflanzen bilden wiederum die Nahrung der Tiere. Aber im Meere sinken die Dungstoffe und die toten Tiere zu Boden, in die Tiefe, in die ihnen die Pflanzen nicht folgen können. Es verschwinden also große Mengen von Stickstoffverbindungen in der Tiefe, dort werden sie zwar zum großen Teil von Tieren aufgefangen und verzehrt, aber der von ihnen stammende Stickstoffvorrat würde sich doch allmählich erschöpfen, wenn er sich nicht eben selbst auf irgend eine Weise wieder ergänzte. Nun mag ja ein Teil schmarotzender Pilze den Tieren einiges Eiweiß entziehen, aber dieses Eiweiß würde doch einerseits nicht hinreichen, um die ganzen übrigen Meeresorganismen damit zu versorgen. Andererseits aber würden die Algen, die üppigste Pflanzengruppe des Meeres, dabei leer ausgehen. So ist die Meinung Reinkos sehr einleuchtend, daß die Bakterien eine sehr große Rolle bei der Erzeugung des Eiweißes spielen. Sie binden den freien Stickstoff der Luft und geben ihn bei ihrer Symbiose mit Algen in Form von fertigen Stickstoffverbindungen an diese ab. Bekannt ist, daß auch der Sauerstoff, den die Meerestiere bei ihrer Kiemenatmung aufnehmen, aus der Luft stammt. So ist es eigentlich die Luft, die das Meer ernährt, die ihm immer wieder die Baustoffe und Kräfte zuführt, die das Leben des Meeres in steter Bewegung erhält.

## Kleines feuilleton.

k. Auch eine „Schlafkrankheit“. Die „Tropische Medizinschule“ in Liverpool hat kürzlich eine sehr traurige oder, wenn man will, eine sehr lustige Enttäuſchung erlebt. Die Medizinschule erhielt eine Kabelmeldung von der Westküste Afrikas, daß zwei schwarze Patienten, die an der geheimnisvollen „Schlafkrankheit“ litten, mit dem nächsten Schiff in Liverpool eintreffen würden. Darauf herrschte Freude unter den Wissenschaftlern, denn Fälle dieser Art waren nur selten zu haben, wenigstens in Liverpool. Als das Schiff in dem Hafen landete, wurde es von den medizinischen Spitzen gestürmt, die bald die Bekanntschaft zweier Schwarzer machten, von denen keiner ein Wort englisch sprechen konnte. Das waren die Opfer der gefährlichen Krankheit. Sie wurden sofort in einen Ambulanzwagen gebracht und in das „Southern Hospital“ gefahren. Dort gestaltete sich ihr Einzug zu einem wahren Triumph; hatten die Sachverständigen doch endlich zwei echte Fälle von Schlafkrankheit zum Studium vor sich. Die Leute wurden sofort zu Bett geschickt und während der folgenden Tage von Spezialisten aus allen Teilen Nord-Englands besucht. Besondere Wärterinnen wurden angestellt, um ununterbrochene Aufzeichnungen über die Symptome und über die Länge der Schlafperioden zu machen. Die beiden Männer erfüllten jedoch die Erwartungen nicht, die man von ihnen hegte; sie schienen vielmehr ihren Aufenthalt im Hospital sehr zu genießen. Sie aßen und tranken begierig, verstanden auch bald genug englisch, um häufig nach Brandy und Fleischbrühe zu fragen, und forderten selbst den für Patienten unerhörten Luxus von Koteletts und Steaks. Aber das seltsamste war, daß die Patienten an der „Schlafkrankheit“ nur in der Nacht zu leiden schienen; am Tage waren sie völlig wach und vergnügt wie Rohrspäßen. Die Zeit verging, die Symptome der Krankheit waren noch immer nicht zu merken. Währenddessen versuchten die Patienten Gespräche mit den Wärterinnen zu führen in der Hoffnung, ihr Englisch zu verbessern. Nachts schliefen sie den Schlaf des Gerechten. Die Ärzte waren ganz verbüßt und schließlich wurden Nachforschungen über die klinische Vorgeschichte der Kranken angestellt. Dies brachte den Ärzten einen harten Schlag, denn es stellte sich heraus, daß die beiden Männer in bester Gesundheit und völlig frei von Schlafkrankheit waren. Nun wurde beantragt, daß die beiden Schwarzen aus dem Institut weggehen sollten. Das thaten sie aber nur sehr zögernd; sie meinten, daß sie nach England gekommen wären, um die Sprache zu erlernen, und daß sie ganz zufrieden mit der Verpflegung seien, die sie im Hospital erhalten hatten — und dabei hätten sie so gute Fortschritte in ihren Studien gemacht! —

— Der badische Salomo. Die „Straßburger Post“ erzählt: Ein Radfahrer hatte in einem badischen Dorfe eine Gans überfahren; der Eigentümer eilte herbei und forderte drei Mark Schadensersatz. Der Radfahrer wollte aber nur zwei Mark geben und dem Bauer die Gans lassen. Da sie sich nicht einigen konnten, gingen sie zum Rabi, d. h. zum Bürgermeister. Als dieser von dem Sachverhalt Kenntnis genommen, wiegte er sein Haupt hin und her und begann:

„Also, Du, Sepp, verlangst drei Mark und läßt dem die Gans, und Sie wollen dem Sepp zwei Mark geben und ihm auch die Gans lassen; keiner will die Gans; da machen wir die Geschichte nun so: Geben Sie die zwei Mark her, und Du, Sepp, die Gans!“

Das Gewünschte wurde dem Gefröngigen ausgehändigt. Da zog der schläue Richter eine Mark aus der Tasche, legte sie zu den zwei

und gab sie dem Bauern. Den Streitgegenstand, die totgefahrene Gans, behielt er für sich.

„So,“ meinte er stolz, „jetzt kann jeder zufrieden ein!“ —

ss. Die natürlichen Gasquellen in Amerika. Es war im Jahre 1886, als die Entdeckung von Lagern natürlicher Gase in Ohio eine praktische Bedeutung zu erhalten begann. Auf die Ausnutzung des dort gelegenen Findlay-Feldes folgte die Entwicklung eines noch größeren in Indiana. Nach diesen bedeutenden und unerwarteten Funden großer Mengen brennbarer Gase im Erdboden, deren Vorhandensein bis dahin ganz unbekannt gewesen war, glaubte man in Amerika, daß diese Behälter natürlicher Brennstoffe in den Vereinigten Staaten als eigentlich unerschöpflich gelten könnten. Es wurden demgemäß ungeheure Mengen des Gases verbraucht und zur Beleuchtung geradezu verschwendet, indem man sich darin gefiel, die Nacht zum Tage zu machen. Der Höhepunkt dieser Industrie wurde jedoch schon 1888 überschritten, in welchem Jahre 750 Milliarden Kubikfuß Naturgas verbraucht wurden. Für diese ungeheure Menge wurden nur 22 630 000 Dollar bezahlt, eine verhältnismäßig geringe Summe, da 1000 Kubikfuß Gas nur etwa 12 Pfennig kosteten. Seitdem ist man mit der Zuanpruchnahme der Gasquellen etwas vorsichtiger gewesen, da der Glaube an ihre Unerschöpflichkeit einen schweren Stoß erlitten hat und bereits manche Quellen versiegt sind. —

**Musik.**

Vorgestern (Dienstag) wurde das königliche Opernhaus wieder eröffnet, nachdem infolge der Veränderungen, die durch Feuergefahr nötig geworden, eine längere Pause gewesen war. Die Eröffnungsvorstellung lockte uns schon deswegen, weil wir begierig waren, zu sehen, ob und wie diese Veränderungen eine künstlerische Wirkung zur Folge hatten. Leider muß der Referent mit einer Episode beginnen, die zwar nur sein eigenes Erlebnis zu sein scheint, aber doch so allgemein charakteristisch ist, daß sie um Gehör bitten darf. Ich hatte mich, wie immer in solchen Fällen, schriftlich (und zwar zwei Tage vorher) an die Billettkasse gewandt mit dem Ersuchen, mir einen entsprechenden Sitz zum Kaufe zu reservieren. Während dies sonst fast immer glatt gegangen war, wurde mir diesmal an der Kasse der Weisheit, daß keine Reservierung stattgefunden habe, und es wurde mir ein, bereits als ungünstig bezeichnet, Sitz — um 8 Mark deutsche Reichswährung — zur vorläufigen Ansicht und zur beliebigen Uebernahme überlassen. Um nicht unverrichteter Dinge abzugehen, nahm ich diesen Sitz in einer „1. Rang-Loge“ an. Er war so, daß man, selbst stehend, nur schwer sehen und auch nicht gut hören konnte. Nachts (oder genauer morgens) heimgekehrt, fand ich ein Schreiben der General-Intendantur vor, des Inhalts: „... daß die Annahme von Bestellungen auf Willets und deren Reservierung nicht mehr zulässig ist. Das bisherige Verfahren hat vielfach zu Unzuträglichkeiten geführt, als deren Folge die Neuregelung des Billetverkaufs sich darstellt. Die Verausgabung der Willets erfolgt nunmehr lediglich durch öffentlichen Verkauf am Schalter der Theaterkasse nach der Güte und Nummernfolge der Plätze. Die General-Intendantur dauert sehr“ usw.

Mit diesem Weisheit, dem allerdings der formelle Vorzug des „Gleichen Rechtes für alle“ nicht bestritten werden kann, ist ein oft beklagter Uebelstand des Berliner Kunstlebens noch beträchtlich gesteigert. War es schon bisher den gewöhnlichen Menschenkindern fast unmöglich, in Berlin ein Bühnenwerk von H. Wagner zu hören, so ist jetzt dieser Kunstgenuß auf die eingeschränkt, die außer der abendlichen Theaterzeit noch den Vormittag desselben Tages frei und außerdem genügend Körperkraft zur Verfügung haben, oder bei einem Beauftragten bezahlen können, um in jedem Wetter vielleicht stundenlang sich „anzustellen“ und dann eventuell, nicht einmal sicher, einen guten oder schlechten Platz zu „ergattern“. Daß man speciell der Presse Derartiges nicht zumuten sollte, sei nur nebenbei bemerkt. Wichtiger ist, daß das ausgedehnte Schiffer-, Fischer- und Wagnerianer-Dorf an der Spree in der Kultur noch nicht so viel erreicht hat, daß ihm die nächstgelegene bedeutende Kunststadt, nämlich Dresden, einen „Theaterzug“ eingerichtet hätte.

So müssen wir denn froh sein, wenn uns das Glück und ein in Kritikerstrapsagen abgehärteter Körper ermöglichen, eine „Meistersinger“-Aufführung an Ort und Stelle anzuhören. Wie wir erfahren, hat die Berliner Oper an der Münchener eine Rivalin in der Methode, den Ruhm H. Wagners durch stete, hier und da zum besseren Erfolg als „Neu-Einstudierungen“ bezeichnete Vorführungen der allbelebten Werke auszuschlagen. Von einer vor einigen Monaten geschehenen Aufführung der „Meistersinger“ hatte es geheißen, sie sei vorzüglich gewesen; und die jetzige Pause hatte die Hoffnung erweckt, daß die Uebearbeitung einer bereits geläufigen Leistung eine besonders gute Arbeit geben würde. Tatsächlich war auch diesmal Gelegenheit, wie es ja meistens der Fall ist, die nicht geringe Zahl ausgezeichnete Kräfte zu bewundern, über welche das Opernhaus verfügt. Aber schon der Umstand, daß eine Indisposition Herrn Grünings zur raschen Uebernahme der Partie des Walter Stolzing durch den dazu ungeeigneten Herrn Sommer führte, hat gezeigt, daß dieses Theater mindestens in einer auffallenden Weise an etwas wie „Pech“ leidet. Einen er-

freulichen Eindruck würde die Regie Herrn Droschers machen, wenn sie sich nicht auf drollige Ullle der Lehrbuben und dergleichen beschränkte, sondern dazu fortschritte, die künstlerisch entscheidenden Einzelheiten klar herauszuarbeiten. Beispielsweise von dem eigenartigen Schluß des zweiten Aktes war hier kein richtiges Bild zu gewinnen — wohl auch durch die Schuld des „Nachtwächters“ (Herrn Grünings). Als Dirigent war uns Professor Schlarren. Eine Erhebung über die durchschnittliche Vortragskunst von heute brachte auch er nicht. Oder ist es etwa eine individuell vertiegtene Forderung, daß wir auch hier, zumal in der Ouverture, die jetztigen Hauptstimmen heraus-, die Nebenstimmen zurücktreten und die thematischen Gebilde mit einer ausdrucksvollen Gestaltung dar- gelegt hören möchten? Nun kommt dazu noch der nicht oft genug zu erwähnende Umstand des offenen Orchesters, das sich, statt als eine Erläuterung der Bühnenaaktionen, vielmehr als ein störender Lärm zwischen Hörer und Sänger stellt. Solange die Umbau-Weisheit nicht auch da gewaltet hat, müßte doch ein Dirigent im stande sein, diese tüchtigen Orchesterleute zu einer abgemessenen Zurückhaltung zu bringen.

Daß der diesmal geschehene Umbau tags einen häßlichen und nachts einen durch das Lichterwerk der neuen Außentreppe interessanten Anblick gewährt, hat nicht viel zu besagen. Für den Zuschauerraum ist kaum etwas geändert worden. Um so schärfer tritt nicht nur die Unzulänglichkeit dieses Opernhauses, sondern die unkünstlerische Weise unfres bisherigen Theaterbaues überhaupt vor Augen. Wie die Regie vor allem und schließlich auf ein klares und deutliches Herausbilden des Inhaltes eines Werkes ausgehen soll, so ist auch die Anlage eines Zuschauer-raumes in erster und letzter Linie daraufhin einzurichten, daß das Publikum klar und deutlich zu sehen, zu hören und zu verstehen bekomme, was vorgeführt wird. Dazu taugt nicht ein prunkender Gesellschaftssaal: dazu gehört eine Einrichtung, die hauptsächlich der anscheinend trivialen Forderung gerecht wird, praktisch, d. h. zweckmäßig zu sein. In diesem Sinne wollen wir hoffen, daß endlich auch ein Neubau für unsere Oper begonnen werde, einer in unübertragener Bedeutung und einer in der übertrageneren — in der nämlich, daß man endlich anfangs, die Kunst als den Zweck zu betrachten, in dessen Dienst alle Mittel zu stellen sind. —

sz.

**Humoristisches.**

— Berlin W. „Haben Sie schon im Neuen Theater die „Medea“ des Euripides gesehen, gnädige Frau?“  
„Nein. Wir gehen nur in Stücke von Leuten, die bei uns im Hause verkehren.“ —

— Mikraten. „Ist denn das wahr, Herr Bierdimpfel, daß Sie so viel Unglück mit Ihren Kindern haben?“

„Dös will ich meinen. Mein Kestfester ist a Wasserdoctor worden, der Zweite a Sodawasser-Fabrikant, und mei Reserl will jetzt gar noch an Schwimmllehrer heiraten.“ —

— Anarchie. „Warst Du denn auch schon einmal in der „Seceffion“, Volk?“

„Na erlaub' mall' Frag' mich doch lieber gleich, ob ich schon mal 'ne Bombe geschmissen hab.“ —

(„Luftige Blätter“.)

**Notizen.**

— Im Neuen- und im Kleinen Theater wird diesmal während des ganzen Sommers gespielt werden. —

— Mit dem Umbau des Schauspielhauses wird im Mai begonnen werden. —

— Hans Eschelbachs Drama „Professor Berger“ erzielte bei der Erstaufführung im Stadt-Theater zu Frankfurt a. M. einen äußeren Erfolg. —

— Direktor Ferenczy hat auch für diesen Sommer das Neue königl. Operntheater (Kroll) gepachtet. Die Spielzeit beginnt am 21. Mai. —

— Im Wiener Karl-Theater fand Josef Hellmesbergers neue Operette „Das Weikchenmädchen“ eine freundliche Aufnahme. —

— „Die Fledermaus“ von Johann Strauß wird noch in dieser Saison am Théâtre des Variétés in Paris zur Aufführung gelangen. —

— Die Arbeiten am Simplon-Tunnel sind im Februar um 140 Meter fortgeschritten; es bleiben noch 1648 Meter undurchbohrtes Gestein. —

e. „Alte“ Spizen. Aus Paris wird berichtet: Die Zollverwaltung erhielt dieser Tage ein Kollie mit etwa 120 Kilogramm Spizen, die als Sammlungsobjekte deklariert waren; da sie aus der Zeit vor dem 18. Jahrhundert stammten, waren sie zollfrei. Eine so bedeutende Sammlung, die ohnegleichen in der Welt wäre, machte die Zollbeamten stutzig; eine Untersuchung durch Sachverständige ergab auch, daß die Spizen neu waren, obgleich sie durch alle möglichen Verfahren vollkommen vergilbt und auch zum Theil zerrissen waren. Alte Spizen sind jetzt sehr modern, und Fälscher machen sich diese Mode zu Nutzen. —